Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 49 (1945-1946)

Heft: 15

Artikel: Ade, Knabenzeit!

Autor: Federer, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669672

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

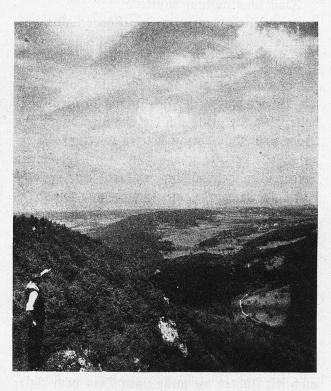
Ade, Knabenzeit!

Ich follte nun wohl von den blühenden Jahren der Symnasialbank erzählen, von den Lehrern, die gütig in mein Jünglingswesen wirkten bon den Mitschülern, die mit hunderterlei Anfechtungen von Freundschaft, Hilfe, Gegnertum, Intrige, Krieg und Leichtsinn mich bald verwirrten, bald aufklärten und über die Landschaft meiner Geele bald Gewitter, bald Sonnenhelle verbreiteten — von der Begeisterung, mit der ich die Klassiker las und gleichzeitig mich immer stärker zum geistlichen Stande hingezogen fühlte, ja, am liebsten sofort in die wallende schwarze Rutte des gewaltigen Benediktus geschlüpft wäre - von den Gußigkeiten der Weltlichkeit, die mit dem Erscheinen eines weichen Flaums auf der Oberlippe sich immer deutlicher meldeten und oft wie ein warmer, schwüler Föhn über mein Fleisch und Blut strichen, und von dem erfrischenden Duell, das dann zwischen meinem Ideal und diesem Widerpart anhob, aber, wie mich dünkte, nie Blut oder Tränen kostete, sondern sozusagen in einem luftigen Händeschütteln der Rivalen und in der fröhlichen Überzeugung schloß, daß schöne gesunde Welt und heiliges Kirchenamt sich doch nicht ausschlössen und daß, worauf der Geistliche dem Himmel zulieb verzichte, doch nur ein kleines und gar nicht notwendiges, hundertfach erfetzbares Stud Erde fei.

Von all dem follte ich erzählen, und es gäbe hundert warme Seschichtlein davon. Doch das gehört in ein neues Buch. Mit dem Studenten höret die Kindheit, das reine, unbeschwerte Knabentum auf. Sine ganz andere Zeit und ein ganz anderer Mensch beginnt. Zwei Ereignisse traten dazu, die den Strich zwischen gestern und heute unauslöschlich tief machten.

Un einem Winterabend fam ich wie gewöhnlich etwas vor der Dämmerung mit meinem Bücherranzen heim und holte den Milchkaffee aus dem Ofenrohr und schnitzelte Brotbrocken hinein. Hinter der Tasse hatte ich schon die Bücher und Hefte aufgebeigt, in die ich mich stürzen wollte, sobald Berena die schöne, kristallene Petrollampe anzünden würde, die sie aus ihren bessern Tagen in unsere Armut wie ein Prunk-

stück gerettet hatte. Es war der alte Homer dabei, in dessen Odyssee das graue Meer rauschte, die fleinen Reden des Lysias, die mir nicht sehr behagten, Ciceros wunderlich echte Menschlichfeit und bestechende Kunst, wizige Algebra und abstrakte Physik. Indem ich af und trank, bummelte mein Gehirn schon in diesen Büchern herum. Die Mutter faß am Fenster, im letten Tropfen Tag, und strickte still vor sich hin. Sie flagte oft, daß ich so einsilbig geworden sei und so wenig aus der Schule erzähle. Aber was konnte ich ihr von quadratischen Gleichungen, von Kali und Antimon oder vom Wechselstrom vorplaudern. Ich hätte von Demosthenes und vom Ribelungenlied reden und Napoleon schildern können. Aber diese hohen, von Blut und Leidenschaft befleckten Dinge hätten sie nicht ergößt. Und meine Kameradschaften auszukramen, wo sie mein Herz tiefer ins Spiel zogen, davor hielt mich eine seltsame Scheu, eine jünglinghafte Scham ab. Meine liebe, so schwer in Ernst und strenger Sachlichkeit haftende Mutter würde mich entweder auslachen oder schelten.



Blick von Rämel (Blauengebiet über das Leimental)

Es wurde dunkler in der Stube, und ich sehnte mich, daß die Mutter die Lampe anzünde. Aber sie liebte es, im Zwielicht ein Weilchen die Hände in den Schoß zu legen, und wahrlich, sie hatte eine solche kleine Paufe des Atemschöpfens wohl nötig. So wartete ich denn geduldig. Aber ich wußte nichts zu sagen, und auch Verena schwieg. Sine schwere Stille lastete auf uns. Die niedrige Stube des alten Mattlihauses, wo wir nun schon etliche Jahre seit der Heirat des Lehrers wohnten, schien mir nicht bloß mit Dunkelheit gefüllt, sondern diese Finsternis sing an in meinen Ohren zu summen, ähnlich wie einem wird, wenn man für einige Sekunden im Wasser untertaucht.

Da rumpelten grobe Schuhe von draußen. Es stieg jemand rasch die Holztreppe vor dem Hause empor und klöppelte an die Türe. Ich zündete die Lampe an, während meine Mutter hinaussprang.

Sie kehrte mit einer Depesche zurück. Ihr Sesicht wurde bleich, ihre Finger zitterten. Damals war dieses hellbraune kleine Rubert noch selten, und wenn eines zu uns flog, bedeutete es nie etwas Sutes.

"Goll ich's auftun, Mutter?"

Da riß sie es mit dem Zeigefinger hastig auf, überlas es und hielt sich am Tischrahmen.

"Der Bater?"

Sie nickte und glitt langsam aufs Sofa. Beiß wie Schnee wurde sie. Ich sprang in die Küche, holte Essig, sie netzte sich die Schläfen damit und Lippe und Nase. Dann beteten wir fünf Baterunser, wie es alte schöne Sitte war, sobald ein Totenzeichen geschah, und während der unsterblichen Worte wurde uns leichter, und wir bekamen das erlösende Sefühl, daß es um unsern lieben verstorbenen Vater, der in schweren geistigen Orangsalen endlich in eine Anstalt gebracht worden war, nun in der Snade und Nuhe Sottes viel besser bestehen müsse als je in der Unrast seines Landstraßenlebens.

Während ich nun mit halbem Geifte in meinen Büchern lernte, saß Verena neben mir und strickte, als wäre nichts geschehen. Aber ob wir auch seit Jahren nie mehr einen Deut vom Vater erhalten, ob er uns sozusagen schon längst ge-

storben war und die schwarze Unmittelbarkeit des Todes, wenn Leiche und Sarg unter dem gleichen Dache mit den Überlebenden liegen, hier nicht zur Geltung kam, trotzdem war unfere scheinbare Geschäftigkeit eine Verstellung, eine gegenseitige, wohlgemeinte Überredung. Go oft ich von meinem Heft zur Mutter schielte, sah ich sie mit abwesenden Augen über das mechanische Geklingel der Stricknadeln in irgendeine Ferne blicken. Das Leben mit Paul rollte noch einmal vor ihrer Geele ab, von den blühenden, glühenden Tagen in Brienz zu den ersten Enttäuschungen, den wachsenden Nöten, den vielen bittern Trennungen und dem noch bitterern Wiederfehen bis zur Einsicht, daß hier ein Schickfal walte, gegen das sie unvermögend sei. Wie waren Pauls lette Jahre, wie seine letten Tage? Dachte er noch einmal an sie? Und wie? Mit Reue, mit Gehnsucht oder mit dem unnennbaren Gefühl: Hätten wir uns doch nie auf Erden getroffen? Ach, wie dem sei, gewiß hat er sich, als das Leben von allen Geiten wich und der Tod über ihn stürzte — denn es war ein Schlaganfall — gewiß hatte er sich noch der Liebe Gottes empfohlen, in allem Ruin des Dafeins an diese Liebe geglaubt, wie ein kleines Kind, das sich tief in den Finger geschnitten, zur Mutter läuft und den Kopf in ihren Rock birgt. Immer war er ein Kind gewesen, im Gündigen, im Lieben, im unendlichen Glauben, daß Gott das, was er geschaffen und in großer Schwäche hangen fah, niemals unterfinken laffe.

Einige Monate schlichen träge durch diesen Winter dahin. Die Fastnacht kam. Um fetten Dienstag schenkte uns die Mutter einen Abend mit Nidel und Lebkuchen und etwas Wein. Sie hatte zweimal in kurzer Zeit Anfälle von Bruftfellentzündung gehabt, aber sie jedesmal rasch durch eine Schwitzfur überwunden. Jett, unmittelbar vor dem Aschermittwoch und den vierzigtägigen Fasten, gönnte sie uns noch eine kleine Fastnachtsfreude. Meine jungere Schwester die ältere war im Welschland — und ich saßen mit der Mutter um den runden Tisch und leckten und schleckten von den seltenen Tafelfreuden. Wir Kinder sangen und lachten hie und da in die mondhelle Nacht hinaus, indessen Verena mit dem kurzen Birkenbesen die Buttermilch schwang, bis sie duftig wie leichter Schnee aufschäumte. Während wir scherzten und uns neckten und alte Lieder fangen und immer wieder in den Schmaus griffen, blieb die Mutter merkwürdig ernst, wie eine stille Insel im Seplätscher der losen Sewässer ringsum.

Um elf Uhr sagte sie: "Genug!" Wir trugen das Seschirr ab. Dann nahm sie das braune große Sebetbuch, aus dem sie uns seden Abend das Nachtgebet vorlas, und betete vor. Mir sielen vor Schlaf fast die Augen zu. Aber meine Mutter ergab sich nicht, bis die Tagesrechnung mit unserem lieben Herrgott beglichen war.

In der Nacht schreckte ich durch ein heftiges Klopfen vom obern Boden auf, wo Mutter und Schwester schliefen. Ich sprang in Hosen und Pantoffel und flog die kleine Treppe hinauf. Die Mutter lag mit brennendem Gesicht auf den weißen Kissen, ein Bild des schmerzlichsten Zusammenbruchs. Wir kochten ihr Milch, legten heiße Tücher auf jene Geite, wo es sie wie mit Meffern stach, beteten und weinten und trösteten sie wieder mit unserem lieben Doktor Stockmann, der morgen früh geholt würde und sicher zu helfen wüßte. Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer in diesen bangen Stunden dem Afchermittwoch entgegen eine größere Angst durchlitt, die Mutter, uns zu verlassen, oder wir, die Mutter zu verlieren.

Ich getraute mir nicht, ins Kollegi zu gehen. Rein, ich mußte im Zimmer der Mutter bleiben. Sehnfüchtig erwartete ich den Arzt, der schon so oft geholsen hatte. Meine jüngere Schwester kam aus der Messe und trug noch etwas Asche auf dem Scheitel. Denn die Priester streuen an diesem Morgen den Kirchgängern Asche auß Haub und reden sedem mit dem schweren Spruche zu: "Bedenke, Mensch, daß du Staub bist und zum Staube zurücktehren wirst!" — Kein unnüßer Fingerzeig, nach all dem Lärm, der Sitelkeit und Sinnenlust, wie sie in unserer Fastnacht die Körner strecken!

"Zeig'!" befahl Verena leife, und die Schwester bog den Scheitel, so tief sie konnte, zur Kranten hinunter. Da fingerte die Mutter einige Aschenkörner auf, streute sie auf ihr noch so schwarzes Haar und betete das Sprüchlein vom Staube und vom Zurückfehren in den Staub mit tonloser Lippe. Ich mußte zur Türe hinaus, um meine Rührung zu verbergen.

Es war eine Brustfellentzündung schwerer Art. Eine Weile schien es, als überhaue die Mutter auch noch diesen Streich. Aber es siel uns Kindern auf, daß sie, die über seden Schlüssel und jede Schublade bisher noch in den schlümmsten Stunden regiert hatte, setzt auf einmal alles aufgab, sich um nichts mehr kümmerte, dalag, wie eine, die auf nichts mehr rechnet, nur noch selten sprach, meist die Augen geschlossen hielt und, wenn man fragte, wie es gehe, wortlos und hilflos die Hände auf die Decke fallen ließ.

Nie werde ich diese drei Wochen der Angst vergeffen. Im Rollegi dachte ich zwischen Cicero und Achilles an meine Mutter. Am Mittag ging ich zum Seeufer und schaute über das Waffer nach Sachseln, als ob ich Kunde bekommen könnte, es gehe nun besser. Abends warf ich den Schulfack schnell vom Rücken und rannte zur Mutter hinauf, um sie an beiden Händen zu nehmen und im stillen zu beschwören: D bleibe doch bei uns! — Denn mir schien vom einen zum andern Tag, sie entferne sich immer mehr von uns, lebe schon halb anderswo. Jett, wo es nichts mehr nütte, pacte ich ihr mit fieberhafter Redseligkeit aus, was ich tagsüber erlebt, was geleistet, was von den Kameraden erfahren hatte. Aber sie hörte es kaum, lächelte nicht, wehrte eher mit der magern Hand ab und fank in ihre Ahnungen der nahen Ewigkeit zurud. Das Liebste, was es für mich noch gab, bestand darin, daß ich die Kranke in einer warmen Decke auf das andere Bett hinübertragen durfte, wenn ihr eigenes Bett gehörig gelüftet und aufgemacht werden mußte. D, wie gerne trug ich diese teure Last, wie froh wäre ich gewesen, die Strede hätte nicht drei Schritte, sondern einen viel längern Weg betragen. Aber wie klein und vogelleicht war diese Bürde geworden, die doch selbst Berge von Mühfal auf sich genommen und tapfer bis ans Ende getragen hatte!

Am Tage des von ihr so verehrten Pflegvaters Jesu empfing sie die Sterbesakramente.

An einem Samstagabend traf ich sie durchaus verändert. Ihr Gesicht war rot, ihr Atem schwer, ihr Wesen voll Unruhe. Zufällig kam der Arzt gerade vorbei. Er machte ein bedenkliches Sesicht,

und es erschreckte mich, als er unter die Decke nach Mutters Füßen griff, ob sie kalt seien.

Als ich eine Stunde früher von der Schule her ungestum wie gewöhnlich in Mutters Zimmer getreten war, etwas lotterig und von der Straße besudelt, hatte sie mich noch einmal sehr, sehr ernst angeblickt, vom Ropf bis zu den Füßen, und dann mude gesagt: "Zieh' jest doch die bessern Hosen an!" Das war ihr lettes Wort. Denn als der Arzt nun ging und ihr Antlit immer dunkler und ihr Benehmen fremdartiger wurde, fagte ich dringend: "Mutter, soll ich nicht den Pfarrer holen?" Sie nickte nur. Der Priester war, schon durch den Doktor benachrichtigt, schnell bereit und lief, von mir, der immer einige Schritte voraussprang und wieder drängend zurücklickte, sozusagen immerfort gespornt, mehr als er ging zum alten Mattlihaus hinunter. Dort stürzte meine jüngere Schwester die Vorlaubentreppe herunter und schrie mit bergerrtem Gesicht: "Die Mutter ftirbt, die Mutter ftirbt!"

Wenn ich das Alter der Phramiden erreichte, so würde ich doch nie vergessen, was ich beim Eintritt in das Krankenzimmer sah: Meine Mutter mit einem Sesicht wie Wachs, die Nasenlöcher gespreizt, die Augen zerdrückt und aus sedem eine Träne gepreßt. Der Pfarrer begann sofort zu beten. Sie aber hörte und sah nichts mehr. Noch ein einziges Mal hob sich der Hals in einem langen Atemzug. Dann knickte sie zusammen, und ihr liebes Sesicht nahm sofort die zerbrochene, starre, abweisende Art des Todes, seine Kühle und Fremdheit an.

Wir knieten mit dem Pfarrer vor dem Bette hin und beteten mit ihm, und das gewaltige Kirchenwort, das ich so oft nur halben Sinnes gesprochen hatte, rauschte jett wie ein Meer durch die Kammer und ging mich unendlich tief an: "Herr, gib ihr die ewige Nuhe, und das ewige Licht leuchte ihr! Herr, laß sie ruhen im Frieden, Amen."

Es wurde Racht. Man fam, die Tote zu waschen und für die Beerdigung anzuziehen. Dann zog die Totenbeterin ein, um die Racht über an der Leiche zu wachen. Meine Schwestern fürchteten sich, im Nebenzimmer zu schlafen. Waren es doch noch so junge Wesen! Ich aber hörte in meinem Schlafzimmer nachts die Schritte der alten

Frau über den Dielen und das Krachen der Holzwände und eine Menge von Seräuschen, die vielleicht gar nicht existierten. Aber ich konnte nicht weg, ich mußte der Toten nahe sein, als ob sie mich vielleicht rufen könnte und mir noch etwas sagen sollte. Dennoch schwiste ich in einer Art angstvoller Aufregung und war froh, als über die Holzbeige an der Hauswand unsere graue Katze auß Sesimse kletterte und am Fenster mit den Pfoten rieb. Ich sieß sie gerne herein, legte ihr ein Kissen auf den Stuhl und wurde nun viel ruhiger. Dieses egoistische Tier putzte sich gemächlich, suchte die bequemste Lage, rollte sich zusammen und schlief, als gäbe es nichts als ihr seliges Wachsein und Schlummern.

So oft ich allein mit der Mutter sein konnte, blieb ich am Sonntag bei der Leiche. Jetzt lag sie in einem leisen, feinen Frieden da, abwesend einerseits, jawohl, abwesend von allem Bisherigen und mir doch so merkwürdig nahe. Es war etwas Unbegreisliches. Immer wieder mußte ich das Linnen von ihrem Haupte heben, um diese Stillgewordene zu betrachten. Dabei floß mir das Weinen in ungehemmten Bächen nieder, den ganzen Tag, erlösend wie Frühlingsflut, aber so übermächtig, daß ich von da an wie ausgetrocknet blieb und jahrzehntelang keine einzige Träne mehr vergoß, obwohl ich manches Beweinenswerte traf.

Es war jener Mittefastensonntag, wo man abends auf allen Höhen Feuer anzundet und eine Art Nachfastnacht begeht. Ich dachte nicht daran. Alber immer wieder hörte ich die letzten Worte meiner Mutter: "Zieh' jest doch die bessern Hofen an!" Mir war, sie habe nicht die leichtern Hosen und den Rock für den Sommer gemeint, obwohl der Leng in der Luft steckte und auch die Mittefastenfeuer eigentlich nichts anderes als ein uraltes Freudezeichen wegen des beginnenden Frühlings waren. Vielleicht hatte sie auch an dies gedacht, als ich schwizend und das dicke, schwere Wintertuch zugeknöpft an ihr Bett sprang. Aber warum hatte sie mich so seltsam, so durchdringend angeschaut? Da lag mehr im Saz: Zieh' doch die bessern Hosen an! Sicherlich wollte sie sagen: Werde ein besserer Mensch! Ich muß fort, du bist fortan allein. So fag' ich dir denn zum lettenmal: Tu' dein gantisches Wefen, deine Starrköpfigkeit, dein blindes Dreinfahren, dein unbesonnenes, hikiges Gefühl, deine Hasenhaftigkeit vor Hindernissen, deine Trägheit im Entschließen, deine Phantasterei und Unordnung, tu' das von dir, schüttle dieses alte, wüste Lumpenzeug ab und zieh' einen neuen, tapfern, reinen, guten Geist an. Das war grauer Winter. Jest wird es Frühling. Werde ein neuer, ein besserer Mensch...

Ja, das meinte die Sterbende, und nie zog ich ein neues Paar Hofen oder einen neuen Nock an, ohne daß ich jenen Spruch aus dem Sterbezimmer hörte und im Innersten seufzte, weil ich noch so wenig besser, ach, vielleicht sogar schlechter geworden war.

Am Abend kamen einige Verwandte von Brienz. Sie schienen mir ungerührt, und ich habe sie seitdem nie mehr gesehen und nie vermißt. Vielleicht bin ich ungerecht. Aber es waren doch leibliche Kinder, aus dem Mutterschöße der Toten hier, vor der sie so durchaus ohne seelische Teilnahme standen, einst, ans selige Licht des Lebens gelangt. Alles widerte mich an, die Höhenseuer, das Pulverknallen und Straßengelärme, die ganze Welt.

In der Nacht vor dem Begräbnis bekam ich einen schweren Asthmaanfall. Hustend und atemringend hörte ich am Morgen das Gepolter der Leichenträger und das Vernageln des Sargdeckels. Ein gütiger Handwerker soll endlich gesagt haben: "Nehmt doch Schrauben, daß es nicht so heillos durchs ganze Haus poltert!"

Es schneite wie mitten im Winter. Ich wurde ins untere Mattlihaus gebracht, ins Zimmer und Bett meines lieben Kameraden, der nun schon an der Innsbrucker Universität studierte. Von da hörte ich das feierliche Slockengeläute. Mühsam erhob ich mich im Kissen, um den Begzug meiner Mutter aus dem Hause zu sehen und den Sarg zu grüßen, worin sie zu Srabe getragen wurde. Aber im wilden Schneegeflock konnte ich nichts erkennen. Da siel ich ins Kissen zurück und spürte zum erstenmal deutlich, was mich dann durchs ganze Leben nie mehr verließ, daß ich eine Waise und fortan ganz allein auf meine zwei schwachen Füße gestellt sei.

Die gütige Mattlifrau, die Natsherrin, pflegte

mich wie ihren eigenen Sohn. Dann ging ich bald wieder ins Shmnasium. Die Verwandten hatten uns geraten, den Konfurs über uns ergehen zu lassen. Aber meine schönen Stipendien und die rührige Arbeit der Schwestern hielt uns aufrecht. Es war, als ob die Mutter uns unsichtbar weiterhelfe.

Indessen, eine gewisse Schlingelhaftigheit, nicht des äußern Benehmens, sondern des innerlichen Wesens, eine Urt rauhes Burschentum der Geele, eine ungeregelte Hitze des Blutes überkam mich nun um diese Zeit, da ich auch schon großartig zum Barbier ging. Die weiche und doch so starke Hand der Mutter fehlte, und das suße Knabentum war endgültig abgetan. Alber wenn sich nun außen und innen Sturme erhoben, so befaßen sie doch nie Kraft genug, um das Abschiedswort der Mutter zu ersticken: "Zieh' doch jett die bessern Hofen an!" Durch allen Dampf und Lärm der kommenden Jahre hörte ich diesen Ruf, und er wird mich bis zu jenem radikalen Kleiderwechsel begleiten, wo sich Vergängliches und Unvergängliches scheiden. *

Am Fenster! schrieb ich eingangs, und wenn ich diese Kapitelchen überschaue, dünkt mich wahrhaft, ich sei bei allem Seschehen der bewegten Kindheit doch weitaus die meiste Zeit in wohlig müßigem Grübeln, untätig, ins Blaue guckend, mehr Zuschauer als Mitspieler gewesen, das Leben, wie es unabweisbar mir immer näher und schärfer auf den Leib rückte, mehr mit den Augen als mit den Händen ergreifend.

Aber sett spürte ich doch einen fühlen Wind im Rücken. Alha, die Türe war aufgegangen, genagelte Schuhe und ein Reisestecken lagen auf der Schwelle, und eine Sestalt, deren Ramen und Sesicht ich nicht recht erkannte, stand draußen, streckte den Arm und rief: Heraus, Svätterlibub, aus der Traumstube, ins Leben! Ich bin dein Schickal. Sib mir die Hand!

Und da gab es kein Sträuben mehr. Ich band die Schuhe fest, packte den Stock und sprang — oder huschte ich nur so halbwegs? — auf die lange, laute Straße hinaus.

Seinrich Federer